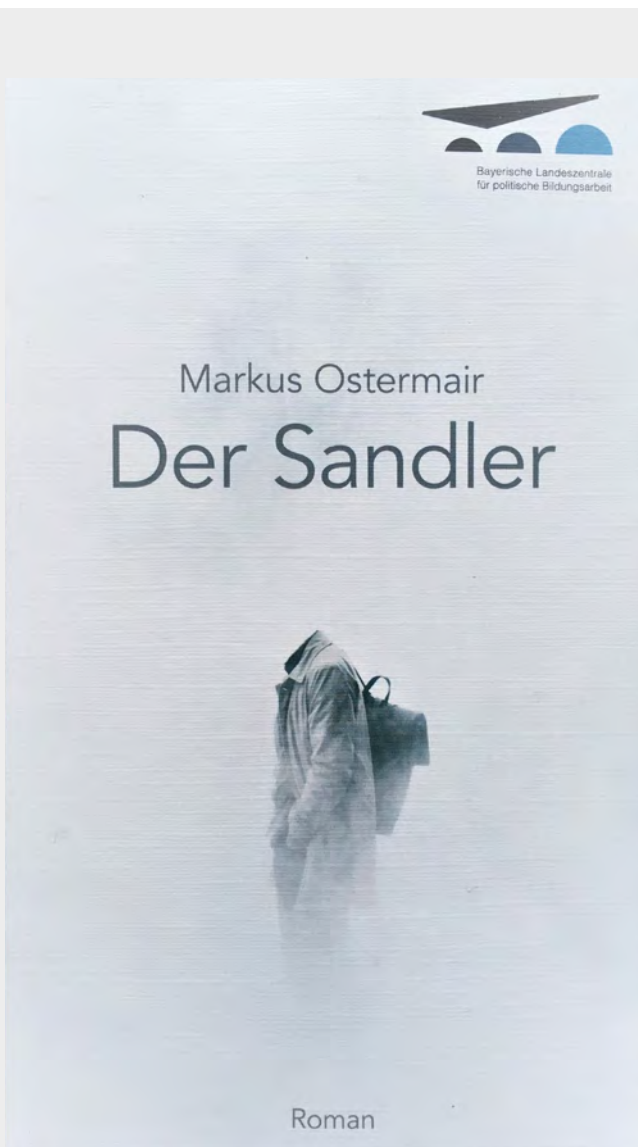


„DER SANDLER“ VON MARKUS OSTERMAIR

Karl Maurer hält den Schlüssel zu einem neuen Leben in der Hand: Sein Freund Lenz, ein Obdachloser wie Karl, hat ihm diesen Schlüssel zu einer Wohnung in einer noblen Gegend Münchens vermacht.



Doch Karl zögert, diese Wohnung zu betreten. Zu ungewohnt im wahrsten Sinne des Wortes ist es nach all den Jahren für ihn, sich tagsüber nicht auf der Straße aufzuhalten und nachts nicht im Freien zu schlafen. Er fürchtet die Blicke der anderen Bewohner und Bewohnerinnen des schönen Altbaus in Bogenhausen, die in ihm nur den schmutzigen Sandler¹ sehen könnten. Ob Karl die Chance auf das neue Leben ergreifen wird oder ob ihm das Schicksal zum zweiten Mal in seinem Leben einen Strich durch die Rechnung machen wird – dieses Mal in der Gestalt des gewalttätigen Haftentlassenen Kurt, der ebenfalls dringend eine Bleibe sucht? Der Leser/die Leserin begleitet Karl einige sehr heiße Sommertage und -nächte lang auf seinen Wegen durch München und betrachtet die schöne bayerische Metropole aus einer ganz anderen Perspektive: Suppenküchen, Kleiderkammern, Bahnhofsmision, Schlafstätten unter Brücken und in Parks, Notunterkünfte etc. zeichnen gewissermaßen einen „Stadtplan der Armut“. Man begegnet vielen Obdachlosen, Männern wie Frauen, die zwar fiktiv sind, wie der Autor im Interview erläutert, denen man aber durchaus auf der Straße begegnen könnte und deren Schicksal berührend ist. Ostermair gelingt es, den richtigen Ton zu treffen; weder wird das Leben auf der Straße romantisiert, noch werden die Obdachlosen verurteilt – es wird aber auch nichts beschönigt: Gewalt, Sucht, Einsamkeit, Sex, Lieblosigkeit, Verzweiflung, Scham – das Leben auf der Straße ist hart, schonungslos und sehr gefährlich. Immer wieder gibt es brutale Übergriffe auf die „Sandler“ von Leidensgenossen oder von Menschen,

.....

¹ Zur Erläuterung des Begriffs siehe das Interview mit Markus Ostermair.



Foto: Fabian Frinzel

die Obdachlose hassen, sie als minderwertig betrachten und sogar umbringen wollen. „Das darf man eigentlich niemandem erzählen, denkt Karl.“ Der erste Satz des Romans spiegelt wider, wie es wohl vielen Betroffenen geht: Sie sind sprachlos, sie schämen sich, sie wollen oder können ihre Geschichte nicht berichten. Der Roman gibt den häufig unsichtbaren Menschen auf der Straße Gesichter und eine Biographie – und damit Würde.

Fragen an Markus Ostermair zu seinem Roman „Der Sandler“

Markus Ostermair lebt als freier Schriftsteller in München. Seit seinem Zivildienst in der dortigen Bahnhofsmision hat er sich intensiv mit dem Thema Obdachlosigkeit auseinandergesetzt, wovon auch sein 2020 erschiener Debütroman „Der Sandler“ (zuerst erschienen beim Osburg Verlag in Hamburg) handelt. Für diesen Roman

wurde er im selben Jahr mit dem Tukan-Preis der Stadt München ausgezeichnet. Seit Mai 2021 gibt es eine Sonderausgabe des Romans bei der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit.

Herr Ostermair, was ist ein Sandler?

Markus Ostermair: Sandler ist das bairisch-österreichische Wort für Obdachloser, das je nach Absicht des Sprechenden mit einer abwertenden, neutralen oder romantisch-verklärenden Konnotation versehen werden kann. In unserer Gesellschaft überwiegt die abwertende, herabschauende Haltung zu obdachlosen oder armen Menschen generell, was ich sehr problematisch finde, weil es implizit sagt, man müsse sich einfach mehr anstrengen, die Leute seien selber schuld oder wollten so leben. Das stimmt einfach nicht! Das ist nicht einfach nur empathielos, sondern auch denkfaul. Die Sache ist schon etwas komplizierter.

Kann man die Personen aus Ihrem Buch in München treffen? Kann die Geschichte so, wie von Ihnen erzählt, nur in München spielen?

Markus Ostermair: Da ich in München lebe und hier die Obdachloseneinrichtungen am besten kenne, habe ich natürlich auch die Romanhandlung in dieser Stadt angesiedelt, aber die Geschichte könnte eigentlich in jeder Großstadt spielen, würde ich sagen. Neben der Infrastruktur wie Suppenküchen oder Kleiderkammern, die es ja nur in Städten ab einer bestimmten Größe gibt, spielt dabei hauptsächlich die Anonymität eine Rolle. Die Menschen schämen sich und wollen nicht erkannt werden. Deshalb wollen sie in der großen Masse verschwinden. Man kann von daher den Figuren auch nicht tatsächlich in München begegnen, weil ich reale Personen nicht ausstellen wollte und ihnen und ihren wirklichen Lebensrealitäten auch nicht hätte gerecht werden können. Die Figuren sind also fiktiv, wobei ich mich bei Äußerlichkeiten natürlich von dem inspirieren ließ, was ich beobachtet habe, immer wenn ich draußen unterwegs war.

Gibt es Reaktionen von Obdachlosen auf Ihr Werk?

Markus Ostermair: Zunächst gab es eher Lob von Menschen, die sich in der sozialen Arbeit engagieren, sowohl ehrenamtlich als auch professionell. Das hat mich natürlich sehr gefreut. Ich habe dann selber einen ehemaligen Obdachlosen, André Hoek, gefragt, ob er es denn lesen will – ich kannte ihn nicht persönlich, habe aber seinen Blog² manchmal gelesen und gewusst, dass er sich in der Berliner Obdachlosenhilfe engagiert. Er hatte anfangs keine große Lust, das Buch zu lesen, weil er dachte, dass sich mal wieder jemand berufen fühlt, über Obdachlose zu schreiben, ohne sich wirklich mit der Realität auseinandergesetzt zu haben. Er begann es eher aus Höflichkeit zu lesen, war dann aber nach wenigen Seiten sehr „aufgewühlt“, weil er sich beim Lesen wieder so gefühlt habe, als wäre er noch auf der Straße. Er hat das Buch jedem*r empfohlen, der*die wissen will, wie sich der Alltag von Obdachlosen anfühlt. Bei diesem Kompliment ist mir natürlich ein sehr großer Stein vom Herzen gefallen, da ich ein solches Leben ja nie selbst führen musste und es eben nur aus der Beobachtung kenne. Aus künstlerischer Sicht wäre es fatal gewesen, wenn ihn der Text nicht gepackt und aufgewühlt hätte. Daher bedeutet mir sein Lob sehr viel.

.....

2 <https://andrehoek.blogspot.com/>

Was sind Ihrer Wahrnehmung nach die Hauptursachen für Obdachlosigkeit?

Markus Ostermair: Das ist eine sehr komplizierte Frage, die sowohl die individuelle Ebene des einzelnen Menschen betrifft als auch eine massive politische Dimension besitzt. Letztere ist längst bekannt (Schere zwischen Arm und Reich), aber spricht man sie an, befindet man sich sofort in einer Neiddebatte, als wäre jeder Euro der Reichen Resultat ihrer Leistung, den sie sich also im Schweiß ihres Angesichts sauer verdient hätten. Gab es jemals eine Phase, in der die Schere zwischen Arm und Reich nicht auseinanderging und gleichzeitig von Ressourcenausbeutung begleitet wurde? Was bedeutet das für das Sozialgefüge während der Klimakrise? Diese Fragen berühren die Grundfeste der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung – nicht nur unseres Landes. Der Anteil an Sozialwohnungen sinkt ständig, und gleichzeitig wird Wohnraum in den Städten immer teurer, was teilweise jahrelangen Leerstand erzeugt, da man zum Teil höhere Renditen zu erwarten hat, wenn man ein Grundstück verkaufen kann, auf dem das Haus sofort abgerissen werden kann ohne lästige Mieter*innen. All das ist, wie gesagt, nichts Neues, und es gäbe noch viel mehr dazu zu sagen. Auch auf der individuellen Ebene gibt es sehr viele Mythen („soziale Hängematte“, „Man muss sich da selber wieder rauskämpfen“ oder „Die leben doch freiwillig so“), welche die Komplexität sowohl der sozialen Verflechtungen als auch der menschlichen Psyche extrem reduzieren. Man wird selten über Nacht obdachlos, vielmehr ist es oft ein langer Prozess, in dem jegliches Gefühl von Selbstwirksamkeit verloren geht und in dem aufgrund von Scham die sozialen Beziehungen wegbrechen. Ich würde sagen, dass Scham ein zentraler Faktor ist. Es ist ein lähmendes Gefühl, das mit Selbstausgrenzung einhergeht und auf das auch oft mit ungünstigen Bewältigungsstrategien reagiert wird, die alles noch komplizierter machen. Es ist utopisch anzunehmen, dass aus dieser Lähmung heraus irgendeine positive Entwicklung von den Betroffenen angestoßen werden kann, während ihnen vom Sozialsystem und dem von Konkurrenz geprägten gesellschaftlichen Klima immer wieder ihr Ungenügen attestiert wird, wenn sie die hohen Hürden zur „Wohnfähigkeit“ reißen. Ich habe mich schon immer gefragt, warum Wohlstand nicht bedeutet, in einer Gesellschaft leben zu können, in der niemand der Witterung und dem Mitleid von einzelnen Menschen ausgesetzt sein muss, egal, wie groß das persönliche Scheitern (was auch immer das heißen mag) auch war. Stattdessen bedeutet

Wohlstand anscheinend die Möglichkeit zur unbegrenzten Anhäufung von privatem Eigentum, allen Paragrafen (z.B. Art. 151 I BV) zum Trotz.

Welche Hilfe benötigen Obdachlose aus Ihrer Sicht am dringendsten? Wie verhält man sich als Einzelner/Einzelle Ihrer Meinung nach diesen Menschen gegenüber am besten? Also gibt man ihnen z.B. lieber etwas Geld oder etwas zu essen, wenn man spontan helfen möchte?

Markus Ostermair: Aus politischer Sicht führt m. E. nichts am „*Housing First*“-Konzept vorbei, das eigentlich von Sozialverbänden schon immer propagiert wurde. Das bedingungslose Recht auf eine eigene Wohnung lässt die Menschen wieder den Glauben an sich selbst und andere fassen, was die Grundvoraussetzung für gesellschaftliche Teilhabe ist. Als Privatperson hilft man am besten mit einem Gespräch auf Augenhöhe (wenn gewünscht!) und/oder Geld, wobei für Ersteres natürlich auch oft die eigene Schamgrenze überwunden werden muss. Die spontane Hilfe mit Essen mag zwar auf den ersten Blick vernünftig erscheinen, aber sie hat auch etwas Entmündigendes. Man schreibt normalerweise nur seinen Kindern vor, was richtig und gut für sie ist, aber nicht einem erwachsenen Menschen. Viele (nicht alle) Obdachlose empfinden das (oft, aber nicht immer) als übergriffig und bevormundend, weil sie ohnehin sehr wenig selbst bestimmen können. Sie haben kaum Rückzugsräume, sind immer den Blicken oder Nicht-Blicken aller anderen ausgeliefert, ihr Verhalten/Aussehen wird oft ungefragt und überwiegend abwertend kommentiert. Zur Würde eines Menschen gehört eben dazu, dass ein Gefühl von Autonomie besteht, wie ja auch alle Nichtobdachlosen dieses Gefühl haben, ohne sich der vielen Verflechtungen und Abhängigkeiten (nicht nur von Menschen, sondern auch von der Umwelt) bewusst zu sein. Eine Geldspende steigert diese Autonomie, weil sie völlig frei eingesetzt werden kann – und selbst wenn Alkohol gekauft wird, dann ist das ja kein Feierabendbier auf der Terrasse. In dem Alkoholkonsum liegt nichts Romantisches oder Souveränes, sondern die Menschen sind abhängig, sie leiden darunter und verspüren Suchtdruck und Entzugserscheinungen, wenn sie nicht regelmäßig trinken. Man sollte sich also nicht anmaßen zu wissen, was genau ein Mensch gerade benötigt. Generell benötigt jeder: eine Wohnung, soziale Teilhabe und eben Geld. Letzteres ist am einfachsten zu geben und müsste eigentlich von der Gesellschaft in einem Maße und einer Art und Weise zur Verfügung gestellt werden, die frei von Beschämung ist und somit soziale Teilhabe ermöglicht.

Die BLZ möchte Ihren Roman für die politische Bildungsarbeit einsetzen. Sehen Sie dafür Anknüpfungspunkte? Was möchten Sie Lehrkräften, die das Buch im Unterricht einsetzen wollen, vielleicht als Ratschlag zur Vorbereitung und zur Auseinandersetzung mit der Thematik mit auf den Weg geben?

Markus Ostermair: Das freut mich natürlich sehr, und ich sehe da auch einige Anknüpfungspunkte. Generell bin ich der Meinung, dass der Blick auf die Ränder bzw. die blinden Flecken im gesellschaftlichen Diskurs die Vorstellung dafür schärfen kann, was wir für normal und für gegeben halten, was aber für viele Menschen gar nicht so selbstverständlich ist. Wenn man sich beispielsweise die Kapitel anschaut, in denen meine Hauptfigur Karl Maurer mit dem Schlüssel in der Hand vor der Wohnung steht und dann die ersten Stunden darin verbringt, dann wird einem hoffentlich bewusst, dass die Wände nicht nur Schutz vor dem Erfrieren im Winter bedeuten. Sie sind eben die Grundvoraussetzung für das, was man Würde nennt. Sie bieten Privatsphäre, sie erlösen den einzelnen Menschen von der Scham des Ausgestelltseins und ermöglichen überhaupt erst ein Gefühl der Würde. Wir erarbeiten uns dieses Gefühl wechselseitig in sozialen Zusammenhängen, woraus wir dann (und natürlich auch aus der Arbeit an anderen Dingen) das Gefühl der Selbstwirksamkeit ziehen. Es ist also zuallererst die immerwährende Aufgabe der Gesellschaft, den einzelnen Menschen zu diesem Gefühl der Würde zu befähigen, indem man ihn nicht aus den sozialen Zusammenhängen ausschließt oder ihn zu einem Hilfe- oder Almosenempfänger degradiert.

Außerdem sehe ich Anknüpfungspunkte an das riesige Feld der Klimafragen, die im Roman eine sehr große Rolle spielen, aber wegen der akuten sozialen Probleme der Figuren oft als Nebenschauplatz abgetan werden. Das Buch spielt nicht im Winter, sondern während einer Dürre! Dieses Problem hat massive Auswirkungen auf die Gesamtbevölkerung, wobei die heftigsten Konsequenzen „natürlich“ die Armen treffen – vergleichbar mit der aktuellen Pandemie, worunter auch arme Menschen mehr leiden (für Obdachlose klingt der Appell #wirbleibenzuhause ohnehin wie ein schlechter Witz), obwohl sie aufgrund eingeschränkter Mobilität nicht zur raschen globalen Ausbreitung des Virus beigetragen haben. Auch zur Klimakrise haben weltweit arme oder obdachlose Menschen am wenigsten beigetragen. Verhilft ihnen das nun zu mehr Prestige oder zu Vorteilen? Im Gegenteil, diese Krise ist für sie weder Chance, noch werden sie glimpflich

davonkommen! Der Begriff „Klimagerechtigkeit“ hat also nicht nur eine zeitliche Komponente in Bezug auf unsere Kinder und die kommenden Generationen, sondern im Hier und Jetzt schon eine massive soziale Komponente, sowohl international – man denke an den despektierlichen Begriff „Entwicklungsland“ – als auch innerhalb von Gesellschaften: Die Leistungen der Ober- und Mittelschicht verdienen all die ressourcenverschwendenden Annehmlichkeiten, während die Leistungen der Unterschicht oft nur für die Bedürfnisbefriedigung mit billigen, nicht lange haltenden Produkten ausreicht, für die wiederum ein ganzer ressourcenverschwendender Industriezweig besteht, und die Obdachlosen müssten ohnehin einfach mal mehr leisten ..., zumindest, bis wir eine technische Lösung für alle Probleme gefunden haben. Man könnte leider zynisch werden. Als Lehrkraft könnte man auch mit den Schüler*innen anhand von „Der Sandler“ oder anderen literarischen Texten offen über die Komplexitäten und Paradoxien unseres Verständnisses von Arbeit, Leistung, Verdienst und Natur nachdenken und diskutieren. Ich rate zu Letzterem. ●

Buchvorstellung und Interview: Christina Gibbs

i

„Der Sandler“ von Markus Ostermair kann unter der Bestellnummer 05811118 bei der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit bestellt werden: www.blz.bayern.de/publikation/der-sandler.html.



Mit dem Thema Armut beschäftigt sich auch die ZfP-Folge „Armut in Deutschland, Was könnten wir für mehr Chancengerechtigkeit tun?“: www.blz.bayern.de/zeit-fuer-politik/armut-in-deutschland.html.



Neuerscheinung

Michael Brenner/Julia Treindl (Hg.): Bayern und Israel: Geschichte(n) zwischen Isar und Jordan

Beginnend mit der zionistischen Vorgeschichte der israelischen Staatsgründung, beleuchtet die Publikation in loser chronologischer Reihenfolge bedeutende Phasen der bayerisch-israelischen Vergangenheit bis in die Gegenwart. In Gesprächen und Interviews kommen dabei immer wieder Gestalter*innen der israelisch-bayerischen Beziehungen selbst zu Wort. Die Autor*innen setzen in ihren Beiträgen unterschiedliche Schwerpunkte und analysieren diplomatisch-politische, wirtschaftliche, bildungs- und alltagsbezogene sowie biografisch-literarische Aspekte dieser Geschichte. Die Beiträge sind einerseits wissenschaftlich fundiert, andererseits aber unterhaltsam und gut lesbar formuliert, sodass sie für einen größeren Leser*innenkreis gedacht und geeignet sind. Die Autor*innen kommen sowohl aus Bayern als auch aus Israel und bringen auf diese Weise unterschiedliche Perspektiven in die gemeinsame Geschichte und Gegenwart. Das Werk erscheint in der renommierten Reihe der „Münchener Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur“, die an der Universität München von Prof. Michael Brenner herausgegeben wird.



MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

BAYERN UND ISRAEL:
GESCHICHTE(N) ZWISCHEN ISAR
UND JORDAN

Beiträge von Anna Abelmann,
Lydia Bergida, Irit Chen, Katrin Diehl,
Markus Greif, Avinoam J. Patt,
Hannes Pichler, Felix Schölch,
Ludwig Spaenle und Julia Treindl

Jg. 15 / Heft 1-2021

Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der
Ludwig-Maximilians-Universität München

Zu bestellen unter:
www.blz.bayern.de/publikation/bayern-und-israel-geschichten-zwischen-isar-und-jordan.html
(Bestellnummer: 05811120).